
Patriotismus in Zeiten der Globalisierung

Werner J. Patzelt

Ist mein Thema eigentlich paradox – oder *allzu* naheliegend? Erledigt sich wohl Patriotismus in einer Ära der Globalisierung – wenigstens unter jenen gebildeten, mobilen Elitegruppen, welche die Chancen unserer Zeit erkannt haben und, sie nutzend, möglichst die ganze Erde zu ihrem Aktionsradius machen? Oder ist Patriotismus eher eine ganz angemessene Reaktion auf die Globalisierung: nämlich die besondere, und auch ins Werk gesetzte, Zuneigung zu einem ganz bestimmten Fleck auf der Erdkugel, der einem gerade deshalb umso teurer wird, weil er so leicht im größeren Ganzen der Globalisierung oder in anderen, sich ausbreitenden Flecken auf- oder untergehen könnte?

Beiden Betrachtungsweisen möchte ich, sie ineinander verschränkend, im Folgenden nachgehen. Und weil uns Deutschen nun einmal ein besonderer Fleck auf dem Globus in ganz besonderer Weise anvertraut ist, wir Deutsche aber auch in ganz besonderer Weise Schwierigkeiten haben, diesen Fleck und seine Bewohner als unserer besonderen Zuneigung wert zu empfinden, will ich mich dabei sehr stark auf *deutschen* Patriotismus in Zeiten der Globalisierung beschränken. Denn zwar eint auch *alle* Menschen viel – und in Zeiten der Globalisierung eben auch mehr, als man sich das oft wünschen möchte: vom nunmehr globalen Zugriff auf bislang vorrangig von der westlichen Welt genutzte Energieressourcen über weltweit projizierbare Terroristenmacht bis hin zur nachgerade vorrevolutionä-

ren Lage der Weltgesellschaft mit den kinderarmen Staaten an der Spitze der Reichtumshierarchie und den kinderreichen Gesellschaften in deren Unterschicht. Doch zunächst einmal ist es uns aufgegeben, unsere eigene Gesellschaft zusammenzuhalten, zumal diese sich nicht erst seit der jüngsten, mit dem Ende des Ost/West-Konflikts einsetzenden Phase der Globalisierung einiges an Integrationsproblemen angetan hat: von der Entstehung neuer nationaler Minderheiten wie etwa jener der deutschen Türken bis hin zur Propagierung des Leitbildes nicht einer kulturell integrierten, sondern eben einer multikulturellen Gesellschaft. Vermutlich wird ein nicht ganz unwichtiges Land wie das unsere sogar um so besser seinen Beitrag zum „guten Regieren“ in der bereits entstandenen, doch mit politischen Steuerungsstrukturen noch sehr unzulänglich ausgestatteten globalen Gesellschaft leisten, je besser es sich selbst zusammenzuhalten und außenpolitisch handlungsfähig zu machen versteht. Jedenfalls beeinträchtigte wenig in schlimmerer Weise unsere Möglichkeiten, konstruktiv in globale Krisen einzugreifen, als ein Kurzschluss zwischen solchen Krisen und unseren eigenen internen Spannungen. Man muss nur an das Konfliktpotential einesteils zwischen Muslimen in Deutschland und dem Rest der deutschen Bevölkerung, andernteils zwischen der islamischen Staatenwelt und dem westlichen Zivilisationskreis denken, um jene Sprengkraft zu ermessen, welche die Austragung eines globalen „clash of civilizations“ im kleineren Maßstab eines innerdeutschen Kulturkampfes hätte. Also hat es nichts Parochiales an sich, wenn man als Deutscher die Frage nach der Rolle von Patriotismus in Zeiten der Globalisierung auf die Frage nach einem angemessenen *deutschen* Patriotismus in solchen Zeiten zuspitzt und vor Augen führt, was wohl *uns selbst* einen mag – und zwar möglichst so, dass die unsere Gesellschaft einenden Prinzipien auch dafür dienlich sein können, auf

jenen Steuerungsebenen *jenseits* des Nationalstaates eher zu einen als zu spalten, die sich oberhalb der vertrauten Staatenwelt seit längerer Zeit aufschichten und auch bitter nötig sind.

Was meint Patriotismus?

Patriotismus kommt vom lateinischen Wort „patria“. Es bezeichnet das Vaterland, die Heimat. Dort wächst man auf, schlägt Wurzeln, fühlt sich zugehörig. Und wer eine solche „patria“ besitzt, der möchte dort meist auch ein gutes Gemeinwesen bestehen sehen. Nicht selten will man zu dessen Gedeihen selbst beitragen. Genau das meint Patriotismus, übrigens seit dem 18. Jahrhundert: „Patriotische Gesellschaften“ hießen viele der frühen bürgerlichen Akademien, welche sich die Förderung der Wohlfahrt ihres Landstrichs zum Ziel setzten.

Vermutlich wird es auch in absehbarer Zukunft für die allermeisten – und selbst in den mobilen westlichen Gesellschaften – ein Vaterland, eine echte Heimat geben. „Transnationale“ Identitäten dürften wenn schon nicht für immer, so doch auf sehr lange Zeit, eine Sache von Minderheiten bleiben. Vom Vorgriff auf transnationale Identitäten, gar auf eine „globale Identität“ als Erdenbürger das Zusammenleben konkreter Gesellschaften gestalten zu wollen, wäre darum ganz verfehlt. Also wird es auch künftig die tätige Zuneigung zur „patria“, wird es auch weiterhin Patriotismus geben. Die Frage, ob es ihn brauche, stellt sich darum in gewisser Weise gar nicht – ebenso wenig wie die Frage, ob die Phasen des Mondes oder die einander abwechselnden Jahreszeiten verzichtbar wären: Es gibt das alles einfach.

Doch ich will ja nicht vom Patriotismus schlechthin sprechen, sondern vom auf die *Nation* bezogenen Patriotis-

mus. Wir müssen jetzt nicht erörtern, wie flächendeckend es solchen auf die Nation bezogenen Patriotismus auf unserem Globus geben mag oder geben kann, etwa weil in weiten Bereichen Schwarzafrikas doch bereits das Konzept der Nation wenig Sinn macht. Für unseren Zweck reicht gewiss die Einsicht, dass für große Mächte wie China, Indien und Japan Konzepte wie Nation und nationaler Patriotismus sehr wohl Sinn haben, ja gerade in Zeiten der Globalisierung in besonderer Weise für die staatliche Selbstverständigung leitend und für die Außenpolitik prägend werden. In der unsere eigene *patria* umgebenden westlichen Staatenwelt ist politisches Denken anhand des Begriffs der Nation ohnehin eine Selbstverständlichkeit.

Brauchen wir einen nationalen Patriotismus?

Also lautet die Frage nur: Soll man zu seiner Nation ein freundschaftliches inneres Verhältnis nicht nur haben, sondern auch pflegen und zeigen – und zwar gerade im Zeichen einer vernetzten Welt mit ihren konkurrierenden Märkten und konfligierenden kulturellen Geltungsansprüchen? Auf viele Deutsche wirkt bereits diese Denkfigur befremdlich: Gehört man seiner Nation nicht einfach an, und zwar selbst gegen seinen Willen – und darum ganz ohne Anlass, das auch noch gut zu finden? Sicher ist eine Nation auch ein Abstammungsverband, denn natürlich bleiben die in Deutschland geborenen Kinder von Kanadiern, Italienern und Polen, trotz ihrer durch Geburt erworbenen deutschen Staatsangehörigkeit, auch weiterhin Kanadier, Italiener und Polen. Sie müssten sich später schon willentlich aus ihrer bisherigen Nation lösen, um nichts anderes mehr als Deutsche zu sein. Trotzdem kann eine Nation auch mehr sein als ein Abstammungsverband: nämlich eine kulturelle Gemeinschaft, der man nicht nur durch Geburt, sondern auch kraft eigenen

Wunsches angehören kann, aus deren Traditionen man für sich selbst Gutes zu gewinnen vermag und auf deren einende Grundwerte man sich darum einlässt – bis hin zum politischen Eintreten für sie.

Doch selbst die Vorstellung von einer so gearteten und nicht durch Abstammung, sondern durch Kultur geeinten Nation ändert nichts an der Verstörung vieler Deutscher, wenn die Rede auf nationalen Patriotismus kommt. Dabei verstört weniger die Vorstellung eines gelebten Patriotismus im Allgemeinen. Denn kaum ein Deutscher wird im Ernst bestreiten, dass zu Polen polnischer, zu Frankreich französischer und zu den USA amerikanischer Patriotismus gehört – gestern, heute, morgen und für alle absehbare Zukunft. Doch in Diskussionen von Deutschen über Deutschland wirkt die Frage, ob es – zumal in den kosmopolitischen Zeiten der Globalisierung – auch *deutschen* Patriotismus geben könne, geben dürfe oder gar geben solle, nicht wie ein Sophistenstreit, sondern wie ein wirklich wichtiges Thema.

Tatsächlich liegt der Debatte um deutschen Patriotismus eine Hintergrundannahme zugrunde, die zwar meist unausgesprochen bleibt, von deren trotzdem unterstellter Vernünftigkeit aber die ganze Plausibilität der Diskussion abhängt. Die sie tragende Vermutung geht dahin, dass in Deutschland, und eigentlich nur oder vor allem in Deutschland, Patriotismus etwas potentiell Gefährliches sei, sozusagen ein wildes Tier, das man besser schlafen lasse. Im Grunde gäbe man diesem wilden Tier mit „Patriotismus“ auch den falschen Namen: Um Nationalismus gehe es im Grunde, der – vom Schläfe aufgewacht – sich hierzulande recht unwiderstehlich zunächst in Chauvinismus verwandele und dann in Rassismus. Diesbezüglich gebrannte Kinder wie die Deutschen sollten nun aber das Feuer scheuen – und darum denn doch, anders als andere Nationen, sich ernsthaft die Frage stellen, ob es ohne nationalen Patriotismus nicht auch gehen könne. Der Hintergrunddiskurs

kreist also um die Frage, ob die Deutschen ihre Nation nicht besser loswerden sollten, um anschließend, gewissermaßen wie vor dem Sündenfall von Bismarcks Reichseinigung, einesteils wieder Bayern und Sachsen, Pfälzer oder Hanseaten zu sein – und andernteils, auf der nächsten wichtigen politischen Integrationsstufe, eben Europäer oder gar, in durchaus bester deutscher kultureller Tradition, nichts anderes als Weltbürger. Dergestalt streiften die Deutschen im sich einigenden Europa und in der sich globalisierenden Welt ihre unglückliche Nation und schlimme Nationalität wieder ab, falls sie sich nur ehrlich genug auf den Weg in die postnationale Republik machten.

Es braucht nicht viel vergleichende Bemühungen, um sich das phantastisch Einzigartige eines solchen Sonderweges klarzumachen. Ist Russland, ist China auf dem Weg in eine postnationale Zukunft? Und wie antworteten wohl die intellektuellen Eliten Tschechiens, Polens oder gar der wieder entstandenen baltischen Staaten auf die Frage, wozu es im Rahmen der Europäischen Union sowie angesichts der Globalisierung denn Nationen überhaupt, und zumal die ihre, fortan geben müsse? Doch bestimmt mit der Gegenfrage, ob man noch bei Trost wäre! Und was meint zur Verzichtbarkeit der eigenen Nation eigentlich die Mehrheit der Deutschen – insbesondere jener Deutschen, die einst mit dem Ruf „Wir sind ein Volk!“ den Weg zur Wiedervereinigung öffneten? Vermutlich, dass Vorbehalte gegen die Nation und gegen auf sie bezogenen Patriotismus zu pflegen, ein recht wunderlicher, gar ärgerlicher Zeitvertreib der intellektuellen Eliten und eines Teils der politischen Klasse unseres Staates sei! Tatsächlich fühlt sich Deutschlands Bevölkerung von ihren Eliten oft dort im Stich gelassen, wo diese die Inhalte und Geltungsansprüche der in unserem Land gelebten Kultur verständlich formulieren, klar erkennbar vor Augen führen und in redlicher Wertschätzung halten könnten.

In Wirklichkeit zerfällt nämlich deutscher Patriotismus, und ebenso der Diskurs über ihn, entlang der Milieuübergänge zwischen den „einfachen Leuten“ und den Gebildeten oder Intellektuellen. Auf der einen Seite lebt da ein ziemlich ungebrochener alltagspraktischer Patriotismus, reichend vom immer noch ernstgemeinten Lob „deutscher Wertarbeit“ in Technik und Wirtschaft bis hin zur besonderen Freude am Erfolg deutscher Sportler. Solchen Patriotismus zu bekunden, ist selbst unter Intellektuellen wenig riskant. Doch diesem alltagspraktischen Patriotismus fehlt in Deutschland seine intellektuelle Abrundung und integrierende Repräsentation. Wo es im öffentlichen Diskurs der Gebildeten und Politiker um Patriotismus geht, dort geschieht das überwiegend in einer geschichtspolitisch ausgerichteten und moralpädagogisch überwölbten Reflexion auf die Untiefen, Irrwege und Sackgassen gerade des deutschen Patriotismus. Das alles zu thematisieren, ist zwar richtig und wünschenswert. Doch *ausschließlich* dies zu erwägen, vergällt vielen Intellektuellen allein schon die Zugehörigkeit zum deutschen Volk, lässt ihnen jede Rede von deutscher Kultur peinlich sein und macht ihnen den Umgang mit Symbolen Deutschlands höchst verdrießlich.

Blindstellen haben also beide Entfaltungsformen des deutschen Patriotismus und seiner diskursiven Vergegenwärtigung. Obendrein fühlen sich einfache Leute von den intellektuellen, künstlerischen und politischen Eliten des Landes nicht nur im Stich gelassen, sondern oft sogar provoziert, wenn es um ihren Wunsch geht, sich arglos mit ihrem Land und seinen Leistungen zu identifizieren und auf das alles auch stolz sein zu dürfen: Deutsche Intellektuelle wittern nämlich gern Deutschtümelei, Schlussstrichmentalität und Revisionismus, wo von Deutschen gut über ihr Land, seine Geschichte und Kultur gesprochen wird. Deutschlands Politiker, vor allem auf der Linken, fügen dem voll Kampfeslust oft noch hinzu, der Wunsch nach Pa-

triotismus solle doch nur von ungelösten sozialen Problemen ablenken, diene dem Buhlen um rechtsradikale Wähler und grenze alle jene integrationshemmend aus, die zwar in Deutschland lebten, doch keine Deutschen wären. Außerdem reizen beide Seiten einander gern mit dem bewussten Übergehen von Tatsachen und Zusammenhängen, die eben auch zu bedenken sind, desgleichen mit einem Überschuss an Kritik, Unterstellungen und Angriffen, der oft ins Hysterische reicht. Vaterlandsvergessene Nestbeschmutzer sehen viele aus dem einfachen Volk in den Reihen der Politik- und Bildungseliten, wollen ihrerseits aber wenig von jenen schlimmen Folgen wissen, zu denen deutscher Nationalismus einst ja wirklich führte; und verstockte Ewiggestrige erkennt die linke oder liberale Intellektuellen- und Politikerschlar, wo überhaupt ein Verlangen nach Patriotismus aufkommt. Das rät rasch zum Griff nach dem Gegenmittel: zum Wegdefinieren überhaupt schon des Sinns von Begriffen wie Patriotismus, Vaterlandsliebe oder Heimatstolz; zur umsichtigen Verteufelung der jeweils gemeinten Sache; überdies zum sprachlichen Schachzug, statt vom deutschen Volk lieber von der deutschen Bevölkerung oder von den „Menschen in unserem Lande“ zu sprechen – so dass die Frage nach wünschenswerten kulturellen Gemeinsamkeiten über die allgemeinen Menschenrechte hinaus schon gar nicht mehr sinnvoll gestellt werden kann. Solchermaßen verharret man hierzulande in einer Art kulturellem Bürgerkrieg. Der zeitigt aber so viele Verletzungen und Verluste, dass es wünschenswert wäre, die Streitparteien zu einen.

Ist „Verfassungspatriotismus“ nur eine Behelfskonstruktion?

Ein erster Versuch war nicht ganz erfolgreich. Um dem hierzulande vergifteten Zusammenhang von Nation und Patriotismus zu entgehen, ersann man in Westdeutschland eine Aushilfskonstruktion: den Verfassungspatriotismus. Denn Patriot im guten Sinn des Wortes wollte man schon sein. Nur sollte die „patria“ nicht geographisch definiert werden, nicht bezogen sein auf ein bestimmtes Volk, sein Siedlungsgebiet und seine kulturellen Besonderheiten. Festlegen wollte man sich allenfalls auf gemeinsame politische und rechtliche Grundsätze, unter denen dann auf dem gleichen Gebiet zusammenleben sollte, wer immer sie zu akzeptieren bereit war. Allesamt hatten diese Grundsätze den Vorzug, einen klaren Gegenentwurf zur katastrophalen Politikkonzeption der Nationalsozialisten und ihrer Wegbereiter zu bilden. Dieser westdeutsche Griff zum Integrations- und Abgrenzungsprinzip des Verfassungspatriotismus hatte sicher andere Motive als jener der SED zum Integrations- und Abgrenzungsprinzip einer sozialistischen Nation. Er wirkte darin aber gleich, dass Deutschsein nun in *beiden* Staaten recht unwichtig werden sollte, und er führte zum Doppelversuch einer gleichsam „postnationalen“, das gemeinsam Deutsche an Deutschland loswerdenden Staatsbegründung. Attraktiv war am westdeutschen Verfassungspatriotismus vor allem, dass er der Bonner Republik einen Bezugsrahmen neuen, besseren Typs zu geben versprach, als ihn die so unbestreitbare wie ungeliebte nationale Kontinuität zwischen dem Deutschen Reich und der Bundesrepublik Deutschland anbot. Obendrein stellte er in Aussicht, wirklich alle Volksgruppen, Minderheiten und Zuwanderer zu einer postnationalen multikulturellen Bevölkerung zu integrieren. Denn als in der Bundesrepublik Deutschland wirklich angekommene Mitbürger

wünschte man sich gleichsam nicht türkische Deutsche, sondern demokratisch gesinnte Türken mit Deutsch als Zweitsprache.

Nun zeigt sich aber mehr und mehr, dass dieser normative Bezugsrahmen von Patriotismus nicht mit jenem faktischen Bezugsrahmen von Patriotismus identisch ist, der sowohl von den lange schon Ansässigen als auch von den Zuwanderern tatsächlich verwendet wird. Zum einen lässt sich mit Verfassungspatriotismus, wie ihn die deutschen Bildungs- und Politikeliten verfechten, der alltagspraktische Patriotismus der meisten Deutschen ohnehin nicht beseitigen. Genau auf ihn treffen also die meisten Zuwanderer. Ihrerseits wollen sie meist ebenfalls nicht nur die bundesdeutschen Verfassungsprinzipien und die deutsche Sprache zum Angelpunkt ihres kulturellen Selbstverständnisses machen. Mehr aber bekommen sie an verbindenden Gemeinsamkeiten von Verfassungspatrioten gar nicht angeboten. Im Grunde läuft das entweder hinaus auf eine Zurückweisung kultureller Integrationswünsche oder auf die Hinnahme einer Multikulturalität, die von Parallelgesellschaftlichkeit nicht mehr zu unterscheiden ist.

Nun ist gegen eine gemeinsame Sprache ebenso wenig einzuwenden wie gegen die wertvollen Prinzipien der freiheitlichen demokratischen Grundordnung. Bloß hat sich ein allein hierauf ausgerichteter Patriotismus klar vom Bezugsrahmen einer Nation gelöst. Dann muss allerdings nicht verwundern, wenn derart verwaistes nationales Denken anschließend Wege nimmt, auf denen ihm Verfassungspatriotismus nicht mehr folgen kann. Wünschenswert wäre das nicht: Verfassungspatriotismus hat sich als Patriotismus auch von Deutschen ja aufs engste mit der Idee freiheitlicher Demokratie verbunden, was einem großen Sprung unserer politischen Kultur hin zu neuen, besseren Zuständen gleichkommt. Trotzdem ist die Integrationsleistung allein von Verfassungspatriotismus recht

schwach. Er ist zwar ethisch und intellektuell höchst attraktiv. Doch seinem Empfindungsspektrum fehlt jene emotionale Bindung an die Menschen im Land, die für zusammenhaltenden Gemeinsinn so wichtig ist.

Auch reicht Verfassungspatriotismus weder aus, um Zuwanderern mehr entgegenzubringen als an Vorbedingungen geknüpfte Toleranz, noch dafür, dass auch unter den Zuwanderern eine innere Bindung an jene Mitbürger entsteht, in deren Mitte sie doch leben werden. Und nachgerade zu einer Ausgrenzungsdoktrin wird Verfassungspatriotismus, wenn etliche seiner Prinzipien wichtigen Gruppen von Zuwanderern als unvereinbar mit jener Kultur gelten, in der sie nun einmal den Kern solcher Identität finden, von welcher sie auch im neuen Heimatland nicht lassen wollen. Das alles erleben wir derzeit und sehen vielerlei Illusionen zusammenbrechen. Überall zeigt sich: Gemeinsame Verfassungsprinzipien und Sprache können nicht ersetzen, was an sozialer und kultureller Integration nun einmal fehlt. Hingegen könnte soziale und kulturelle Integration selbst dort konfliktentschärfend wirken, wo es an innerer Bindung an gemeinsame Verfassungsprinzipien noch mangelt.

Was zeigt ein Blick in die Geschichte?

Ein kurzer Blick in die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts führt recht klar vor Augen, wie tragisch die Beschneidung eines in Deutschland akzeptablen Patriotismus um die Dimension der Kultur ist. Was nämlich der Deutschen Vaterland wäre, was ihre sinnvollerweise auch staatlich zu integrierende „patria“ sei, das war ja so sehr umstritten, dass die Reichseinigung 1866 mit dem letzten innerdeutschen Krieg begann. Umstritten war sogar, ob sich die deutsche Kulturnation überhaupt als Staatsnation ausgestalten lasse. Doch immerhin zweifelte damals noch

niemand an allein schon der Existenz einer deutschen Kultur – und auch nicht daran, dass diese sich, „soweit die deutsche Zunge reicht“, nun wirklich als Leitkultur eigne. Jetzt aber, da eine deutsche Staatsnation wieder zweifellos besteht und auf absehbare Zeit auch nicht zerfallen wird, bestreiten viele die Existenz, die Benennbarkeit konkreter Inhalte sowie den integrierenden Wert einer deutschen Kultur mit großer Angriffslust – so, als ob sich das gemeinsame deutsche Haus gerade dann angenehm bewohnen ließe, wenn es seiner Innenausstattung beraubt und auf einen allein technisch vollendeten Rohbau reduziert würde.

Als nach dem Zweiten Weltkrieg die Nation entlang unterschiedlicher Wertvorstellungen gespalten war, lag es im Westteil Deutschlands sicher nahe, Gemeinschaftsbildung und Identitätsstiftung eher über die wirklich guten Wertgrundlagen westlicher Demokratien zu suchen als über die vom Autoritarismus geprägte sowie von Weltkriegen, Diktatur und Holocaust moralisch diskreditierte deutsche Nation. Das Schwachbrüstige am bundesdeutschen Verfassungspatriotismus war darum der realpolitischen Lage geschuldet und durchaus nicht irgendwelchen Schwächen jener Verfassungsprinzipien, um die er sich rankt. Doch es wurde am Verfassungspatriotismus die mit ihm bewerkstelligte Ablösung des Patriotismus von der Nation gerade nicht wie ein eines Tages wieder zu behebender Mangel aufgefasst, sondern regelrecht begrüßt wie eine Befreiung von den schwer erträglichen Erblasten deutscher Geschichte und Kultur. Doch jetzt gibt es wieder einen gemeinsamen Staat der Deutschen; er ist ein demokratischer Staat; und wir haben die Chance, Demokratie und Nation nun doch noch zur Deckung zu bringen. Patriotismus bleibt dabei stets demokratischer Verfassungspatriotismus; doch er bezieht sich auch auf eine *kulturell* zusammenzuhaltende Bevölkerung in einem festen, uns zur Bewahrung und Gestaltung anvertrauten Gebiet.

Wie weit tragen die vorhandenen demokratischen Strukturen?

Tatsächlich ist der einzige bewährte Bezugsrahmen für Demokratie bislang der Nationalstaat. Außerhalb seiner haben wir so gut wie keine Erfahrungen mit funktionstüchtiger Demokratie. Das Europäische Regierungssystem macht zwar wichtige Schritte auf dem Weg zur Demokratisierung; doch demokratisch wie ein Nationalstaat wird es allenfalls in ferner Zukunft funktionieren. Und auf internationaler Ebene oberhalb von Europa haben wir noch überhaupt keine demokratischen Strukturen. Darum kommt am Nationalstaat noch lange Zeit nicht vorbei, wer der freiheitlichen demokratischen Grundordnung nachhaltigen Bestand wünscht. Also braucht es auch weiterhin die Verbindung von Demokratie und nationalem Patriotismus. Wohl mag dort, wo – wie in der Europäischen Union – eine kulturell plausible supranationale Gemeinschaft besteht, einmal auch supranationaler Patriotismus ins Leben treten. Man sollte ihn auch fördern. Vielleicht spielen eines Tages ja selbst französischer und polnischer Patriotismus innerhalb der Europäischen Union dieselbe Rolle wie bayerische und sächsische Heimatliebe im Rahmen Deutschlands. Bis dahin werden aber noch viele Jahrzehnte vergehen. Während dieser Zeit bleibt für demokratisch ausgerichteten Patriotismus die Nation der zentrale Bezugsrahmen.

Sie bleibt das erst recht, wenn es um die politische Steuerung der entstandenen Weltgesellschaft geht. Dort nämlich stellen sich jene alten Probleme mit freilich neuer Dramatik und auf ganz neuer Ebene, zu deren Lösung einst der Staat geschaffen wurde. Den, sogar als demokratischen Verfassungsstaat ausgestaltet, haben wir längst, desgleichen ein – leider nur halbwegs – verbreitetes Verständnis von seinen Vorzügen und Eigenheiten. Doch die durch Politik zu bewältigenden Probleme sind inzwischen über die

Reichweite des Staates weit hinausgewachsen. Also besteht jetzt eine zusätzliche Herausforderung darin, auch auf globaler Ebene solche politischen Steuerungsstrukturen zu schaffen, die Schutz vor Bedrohungen in Aussicht stellen. Obendrein sollten diese Strukturen es leisten, überhaupt zum friedlichen Interessenausgleich auf unserem Planeten und zu dauerhaftem Frieden in seiner Staatenwelt beizutragen. In Gestalt internationaler Regime und internationaler Organisationen besitzen wir auch schon die ersten und mitunter ziemlich funktionstüchtigen Ansätze solcher Steuerungsstrukturen.

Das Problem ist nur: Sie werden von Regierungen betrieben, bieten aber kaum Anlaufstellen für die Bürger unserer partiell schon entstandenen Weltgesellschaft sowie für deren Interessenvertretungen oder politische Organisationen. Noch fehlen nämlich die meisten jener Vermittlungsstrukturen zwischen dem politischen Entscheidungssystem auf internationaler Ebene und der regierten globalen Gesellschaft, die wir innerstaatlich in der Form des Parlamentarismus und seiner Begleitinstitutionen schon recht ergebnissicher zu schaffen vermögen. Also werden die bestehenden internationalen Steuerungsstrukturen von gar nicht wenigen – und durchaus über den Kreis der überzeugungsfesten Globalisierungsgegner hinaus – eher als eine Bedrohung denn als eine Bereicherung der etablierten staatlichen Steuerungsstrukturen empfunden. Völlig zutreffend wird von solcher Kritik erkannt, dass es auf globaler Ebene wirklich noch keine Bürger gibt, sondern nur handlungstüchtige Eliten sowie eine große Zahl von Untertanen, deren staatsbürgerliche Mitgestaltungsmöglichkeit an den Grenzen ihrer Staaten endet. Natürlich ist das ein weder normativ noch faktisch auf Dauer hinnehmbarer Zustand. Also ist politische Strukturbildung, und sei es als Schaffung von „governance without government“, von „Regieren ohne Regierung“, entschlossen über die nationalstaatliche Ebene

hinaus voranzutreiben. Doch handlungsfähige Nationalstaaten, als Bausteine oder Träger des von ihnen aus errichteten internationalen Systems, braucht es weiterhin, wie das Elend mit so vielen scheiternden oder gar schon zerfallenen Staaten als den „Slums der Weltpolitik“ aufs deutlichste zeigt. Braucht es aber funktionstüchtige Nationalstaaten gerade des Friedens und der politischen Zähmung globalisierter Märkte willen, dann braucht es auch nationalen Patriotismus – und eben auch in Deutschland.

Was sind die Inhalte eines nationalen Patriotismus?

Was aber wären dessen Inhalte? Erstens muss er ein auf die freiheitliche demokratische Grundordnung bezogener Verfassungspatriotismus sein: eine offen bekundete und allem politischen Handeln zugrunde gelegte Zuneigung zu jener politischen Ordnungsform, die Deutschland unter allen Staatsformen, mit denen es unser Land je versucht hat, nun wirklich am besten bekommen ist.

Zweitens äußert sich deutscher Patriotismus im politischen Handeln und Sprechen aus einem Gesamtverständnis der deutschen Geschichte und Kultur heraus. Also ist es Zeit, wieder das Ganze in den Blick zu nehmen: das sächsisch-salisch-staufische Deutschland ebenso wie das auf eine friedliche Streitbeilegung ausgerichtete System des nachwestfälischen Reiches, den Kosmopolitismus der deutschen Klassik nicht minder als die Leistungskraft deutscher Wissenschaft und Technik. Und dann natürlich auch die Katastrophe der verbrecherischen nationalsozialistischen Diktatur – und desgleichen, was in Deutschland nach Abkehr von der Verführungskraft des Totalitären eben auch wieder an Gutem gewachsen ist.

Drittens gehört zum Patriotismus der Deutschen die Verbundenheit mit ihren jeweiligen Heimatregionen, die

innere Bindung an deren Mundart, Landschaft und Bräuche. Unter den Zuwanderern wird das auf lange Zeit die innere Bindung an ihre Herkunftsländer einschließen. Vor allem in solcher Heimatliebe, die unter Zuwanderern hoffentlich mehr und mehr die neue Heimat einschließen wird, wurzelt jener alltagspraktische Patriotismus der einfachen Leute, denen der intellektuelle Zugang zum Patriotismus über Verfassungsprinzipien oder Lehren aus unserer Geschichte fremd und gesucht erscheint. Diesen regionalen Patriotismus sollte man aber nie vom auf die Nation bezogenen Patriotismus abkoppeln lassen. Schließlich werden Zuwanderer doch nicht zunächst einmal Hessen oder Schwaben werden, sondern eben Deutsche. Das verlangt dann aber auch eine klare Vorstellung von dem, was es über den Besitz eines deutschen Passes hinaus bedeuten mag, ein Deutscher zu sein: Zugehörigkeit zu einer auch in kulturellen Gemeinsamkeiten lebenden Bevölkerung – oder nur Teilhabe am gemeinsamen Siedlungsrecht von einander fremd bleibenden ethnischen Gruppen auf deutschem Staatsgebiet?

Viertens gehört zu deutschem Patriotismus eine nicht nur tatkräftig ins Werk gesetzte, sondern eine immer wieder auch in ganz selbstverständlicher Weise bekundete Zuneigung zum eigenen Land und zu dessen Leuten, zu Deutschlands Kultur und zu den Geltungsansprüchen dieses Landes als eine freiheitliche, demokratische und friedliebende Nation. Dem gesellschaftlichen Zusammenhalt wäre in der Tat viel geholfen, würde Vaterlandsliebe dieser Art nicht nur empfunden, sondern auch immer wieder zum Ausdruck gebracht. Soll Integration gelingen, muss nämlich Mal um Mal vor Augen geführt und diskursiv ebenso wie symbolisch in Geltung gehalten werden, was einen mit anderen verbindet und zum gemeinsamen Handeln im Dienst des Gemeinwohls antreibt. Besonders wichtig ist das in Zeiten, da längst nicht alle Probleme ge-

sellschaftlichen Zusammenhalts und sozialer Gerechtigkeit gelöst oder wenigstens im Griff sind – und somit im Normalfall.

Natürlich wird deutscher Patriotismus nie wieder so flach sein dürfen, wie er das früher einmal war oder wie der Patriotismus in anderen, selbst unzweifelhaft freiheitlichen Staaten heute noch zu sein pflegt. Er muss vielschichtig sein und Dinge umschließen, die sich gewiss nicht von allein zusammenfügen. Das verlangt nicht wenigen Konservativen im von ihnen empfundenen Patriotismus die Füllung intellektueller Leerstellen ab, während es bei vielen Linken überhaupt wieder Liebe zum eigenen Land zu erwecken gilt. Wenn ein reflektierter, in sich stimmiger deutscher Patriotismus entstehen soll, wird also jede Seite dazulernen, Mängel an Herzens- und Verstandesbildung beheben sowie begreifen müssen: In unserer Nation Patriot zu sein, meint daran mitzuwirken, dass dieses alte Land weiter blühen kann im Glanz des Glücks von Einigkeit und Recht und Freiheit. Was soll daran schlecht oder gefährlich sein – und was spricht dagegen, dergleichen einen deutschen Patriotismus zu nennen?

Vertragen sich Heimatliebe und Globalisierung?

Und warum sollte ein solcher Patriotismus nicht auch in die Zeiten der Globalisierung passen? Womöglich ist die freiheitliche demokratische Grundordnung, auf die sich unser Verfassungspatriotismus bezieht, wirklich nicht universalisierbar, jedenfalls nicht unter allen denkbaren Umständen. Doch mindert das ihren Wert als normative Vision von einer guten politischen Ordnung auf der ganzen Erde? Und bringen die deutsche Kultur und Geschichte nicht ins globale Konzert der Völkerschaften und Kulturen ganz eigene, wertvolle Klänge ein, für deren weiteres Er-

klingen es schon lohnen mag, gerne ein Deutscher und ein Träger deutscher Kultur zu sein? Und warum sollte Heimatliebe sich nicht mit Globalisierung vertragen? Wünschen wir uns denn nicht immer gerade dann besonders stark eine patriotische Gesinnung, wenn deutsche Wirtschaftsführer sich hart an Lohnstückkosten und an der Kapitalrendite orientieren, nicht aber daran, wie sehr ihre unternehmerischen Entscheidungen so manchem deutschen Landstrich schaden? Und wieso sollte freiweg bekundete Zuneigung zu unserem Land und seiner Kultur andere an sich schon verletzen und ausgrenzen? Kann es nicht auch innerhalb einer Gesellschaft und zwischen Staaten Gemeinsamkeiten geben, zu denen man andere einfach deshalb einlädt, weil man sie selbst als so gut und schön empfindet, dass man sie gerne teilen möchte?

Anscheinend glauben viele Deutsche wirklich, überhaupt nichts an ihrer Kultur sei liebenswert oder wenigstens so, dass andere es mögen, sich gar von ihm bereichert fühlen könnten. Vielleicht sind es auch genau diese Deutschen, welche Multikulturalität in der Tat nur als Bereicherung des eigenen Landes, nicht aber auch als ein solches Reicherwerden von Zuwanderern oder von anderen Nationen begreifen können, das sich eben durch Teilen und Mitteilen unserer eigenen Kultur vollzieht. Und vielleicht sind es auch vor allem sie, denen Patriotismus und Globalisierung nicht recht zusammenzupassen scheinen.